

onsrituale“ in den Tischgesprächen (Th. Fontane! – 187). Dazu kam die „Perversion der Tischgemeinschaft durch die nationalsozialistische ‚Ikonographie des Eintopfs‘“ (188f.). Doch sieht L. bei der Currywurst nicht bloß Entritualisierung; sondern positiv eine „kreative Umdeutung“ im Namen von „Authentizität und Gleichheit“ (192). Die Menschen treffen sich im Ort des „Unterwegs“, Koch- und Essbereich ungetrennt, unter der Devise Schnelligkeit, frei von Kleider- und Kommunikationszwang (ohne „geistreiche Gespräche und Stammtisch-Gebrabbel“), in „besinnliche[r] Schweigsamkeit, nicht zu verwechseln mit einer verbissenen“ (195 – C. D. Rath).

„Die Morgenkälte wurde erträglich. [...] Det isset, wat da Mensch braucht“ (195 – Timm). Wäre dies das heutige Inkognito der Proustschen Transzendenzerfahrung und ihrer (8) „mächtige[n] Freude“?

J. SPLETT

GEISEN, RICHARD, *Macht und Misslingen*. Zur Ökonomie des Sozialen. Mit ethischen Variationen über Erinnern und Zukunftsfähigkeit, Pluralismus und Moral (Sozialphilosophische Studien; Band 7). Berlin: Parerga 2005. 530 S., ISBN 3-937262-17-2.

Die Moderne ist ein ambivalentes Projekt. Auf der einen Seite ist ein gesellschaftlicher Fortschrittsoptimismus zu beobachten, auf der anderen Seite verkehrt sich genau dieser Fortschrittsoptimismus gegen sich selbst und bringt massive soziale Verwerfungen mit sich. Somit sind Sieger- und Verlierergeschichten konstitutiver Bestandteil der modernen Gesellschaft. Richard Geisen (= G.) fragt nun, ob das Verhältnis zwischen Gewinnern und Verlierern der Geschichte nicht auch anders bestimmt werden könnte, „als im Sieg-Niederlage-Schema? Gibt es verallgemeinerbare Mechanismen oder Medien, die die Genese, Kontinuierung und Ablösung sozialer Geltung steuern? Lassen sich diese Steuerungsmedien nicht nur benennen und in ihrer Wirksamkeit analysieren, sondern selbst noch einmal gezielt bewirtschaften?“ (25). Es geht G. also um die Beantwortung der sozialphilosophisch bzw. sozialetisch relevanten Frage, wie die Fixierung auf das Gelungene aufgebrochen werden kann und andere Deutungsmuster etabliert werden können. Wie kann das Soziale derart bewirtschaftet werden, dass auch das Misslingen bzw. das Missslungene einen machtvollen Raum in der Geschichte einnehmen kann? Die Frage nach dem, was aufbewahrt werden soll, hat einen normativen Hintergrund, weil zwischen Gelungenem und Missslungenem, Wertvollem und Wertlosem, unterschieden werden muss. Doch die Normativität der Aufteilung motiviert G. nicht dazu, sich auf die Konzeptionierung einer universalistischen Moraltheorie zu konzentrieren. G. betont, dass es ihm in erster Linie um eine Beschreibung und Interpretation der derzeitigen Ökonomie des Sozialen geht und dass diese Beschreibung nicht aus sich selbst heraus zu einer neuen – ethisch verantwortbaren Form der Bewirtschaftung des Sozialen führt. Es geht ihm um die Darstellung der Machtgefüge, die das Soziale durchziehen bzw. ihm zugrunde liegen (vgl. 27–28). Erst im Anschluss an diesen deskriptiven Zugang geht es G. darum, eine Sozialphilosophie und Ethik der Aufbewahrung zu konturieren (vgl. dazu insbesondere Kap. 4). Eine solche Ethik könnte sich letztlich auch als Deutungsmacht entpuppen, in foucaultschen Begriffen selbst eine Disziplinarmacht oder Wahrheitspolitik verkörpern. Außerdem ist „der Verzicht auf einen wie auch immer konturierten, zeitlos gültigen moralischen Maßstab, an dem politische Entscheidungen, technische Entwicklungen oder persönliche Verhaltensweisen gemessen werden könnten, [...] nicht nur der Anerkennung der realen Zukunftsoffenheit und der Pluralität gelebter Moral geschuldet, sondern auch der Einsicht in die soziale Konstruktion der in Frage kommenden Subjekte der Moral“ (30). Es geht G. also nicht um die Darlegung eines einheitlichen ethischen Gesamtentwurfs, sondern um ethische Suchbewegungen und Variationen. „Eine auf Regeneration und auf schonende Nutzung der Ressourcen bedachte Bewirtschaftung von Macht und Misslingen bedarf möglicherweise anderer Steuerungsmechanismen als der flexiblen Orientierung an naturethischen, gerechtigkeitsethischen oder diskursethischen Imperativen, deren Argumentationsfiguren und Gewicht offenbar wechselnden Konjunkturen unterliegen“ (31). Die Dialektik von Macht und Misslingen kann nach G. mit keinem der derzeitigen moraltheoretischen Paradigmen aufgelöst werden, sondern die Verhältnisse müssen zum Tanzen gebracht werden. Es geht ihm um „Revision und Regeneration, Vernetzung und Austausch, Um-

wegigkeit und Distanzierung, und nicht zuletzt von offener Macht- und Verführungskommunikation“ (32).

Nach der Einführung in die These der Arbeit und deren Konturierung (14–39) wendet sich G. in Kap. 1 (40–109) den Begriffen Macht und Moral zu. Er untersucht, ob diese in der Moderne als konkurrierende Steuerungsmedien verstanden werden müssen. Dem zweiten Kap. (110–185) liegt die Idee zugrunde, dass Macht immer eine Kehrseite hat und im Zusammenhang mit sozialen Formen des Misslingens steht. In Kap. 3 (186–269) stellt G. dann den Begriff der Bewirtschaftung oder Kultivierung in den Mittelpunkt. Damit will er eine Alternative zu dem begrifflichen Leitsystem Moral schaffen. Verschreiben sich die gesellschaftlichen Akteure nicht einer Aufmerksamkeitsökonomie, sondern richten ihr Augenmerk auf den Dritten, dann „lässt sich von einer ausgewogenen Ökonomie der vervollständigten sozialen Wahrnehmung sprechen“ (267). Das Kap. 4 (270–375) arbeitet dann die temporale Dimension der Begriffe der Bewirtschaftung bzw. Kultivierung des Sozialen heraus und versucht sich Klarheit über eine reflektierte und reflektierende Erinnerungsökonomie bzw. Erinnerungskultur zu verschaffen. Es geht G. darum, das Konzept einer „Synaisthesis“ zu plausibilisieren, „verstanden als Strategie zur mehrfachen Wahrnehmungserweiterung (auf das eigene Selbst, auf seine innere und äußere soziale Umgebung, auf die temporale Umgebung der Vergangenheit und Zukunft gerichtet)“ (36). Es geht um die Ökonomie der Aufbewahrung, die das vermeintlich Besiegte als Ressource versteht und als solche für die Gegenwart weiterhin offenhält und zugänglich macht. Über eine ethische Codierung (wertvoll/wertlos) müsse eine solche Ökonomie der Aufbewahrung nicht verfügen. „Gerade der moralisch begründete Ausschluss von Inhalten, die mit guten Gründen als verwerflich oder überholt gelten, kann sein eigenes Ziel auf lange Sicht nicht erreichen; das Ausschlussverfahren verliert seine Macht in den unergründlich weiten Regionen des teilweise unbewussten Speichergedächtnisses“ (325). Doch wenn eine Ökonomie der Aufbewahrung dann eigentlich alles aufnehmen muss, dann wird dieses „Alles“ doch letztlich zum „Nichts“! Insofern sind G.s Fragen nach dem berechtigten Vergessen richtig (vgl. 347). Dieses berechnete Vergessen ist wie das Erinnern sozial bedingt. „Autonome Erinnerung aus individuellem Gedächtnis ist heute weithin als Fiktion erkannt; Erinnern ist [...] immer sozial konstruiert und wird als erzählte Erinnerung in „rhetorischer Organisation“ hergestellt und präsentiert, sei es in populärer, literarischer oder wissenschaftlicher Diktion“ (363). Aber wie lauten denn nun die Maßstäbe für das Erinnern und Vergessen? G. bleibt die Antwort schuldig. Bevor G. in einem Schlussteil nochmals die Ergebnisse seiner Studie verdichtet (455–476), geht es in Kap. 5 (376–454) nicht nur um die Zukunft der modernen Gesellschaft, die Konstitutionen des Sozialen und die Möglichkeit der Vervielfältigung der Perspektiven, sondern letztlich auch um die Frage, wie die unter Druck stehenden Verlierergeschichten ihrer Verbannung aus dem öffentlichen Raum entgehen bzw. ihre Anwesenheit dauerhaft sichern können. „Eine kultivierte Moral des Misslingens im Sinne eines mittleren, situationsangemessenen Weges zwischen Standhalten und Anpassung könnte nun darin bestehen, die Moral [...] zu pluralisieren und sie entsprechend kreativ in den Bewirtschaftungsprozess einzubringen“ (395). Warum hierbei nun keiner Beliebigkeit das Wort geredet wird, sondern es sich um eine „Kontextualisierung der ‚moralischen Kommunikation‘“ (395) handelt, einen „ethischen und kulturellen ‚Pluralismus ohne Relativismus‘“ (471) hat Rez. allerdings nicht verstanden. Auch bleibt nach der Lektüre unklar, warum die „Untauglichkeit der Moral, als unabänderliches Fundament einer flexiblen und zukunftsorientierten Bewirtschaftung von Macht und Misslingen zu fungieren, evident“ (462) sein soll.

G. hat eine beeindruckende Menge an Literatur verarbeitet und legt interessante philosophiegeschichtliche Parforeritte vor (das Literaturverzeichnis allein umfasst 35 Seiten (vgl. 477–511)). Für den Autor ist diese Materialfülle auch sachlich geboten, denn „die vielseitige Erwägung und Verteidigung des vorgelegten Bewirtschaftungskonzeptes erfordert einen relativ weitgespannten Darstellungs- und Argumentationsbogen“ (38). Dieses von G. gespannte sozialphilosophische Netzwerk wird aber oftmals um den Preis von bisweilen ermüdenden Referaten hergestellt. Mancherorts musste sich Rez. immer wieder der eigentlichen theoretischen Strategie G.s rückversichern und sich an die Fragestellung erinnern. Auch bleibt angesichts der von G. postulierten Bescheiden-

heit gegenüber einer einheitlichen Moraltheorie letztlich unklar, wo der eigentliche Fluchtpunkt seiner Kritik ist. Sicherlich ist es richtig, dass die Entwicklung einer neuen oder auch nur Verteidigung einer alten Moraltheorie angesichts der Einwände der schon lauernenden Kritiker nicht einfach ist, sodass „eine metaethische Reflexion der möglichen Moralbegründungen notwendig wird, ehe alternative moralische Standpunkte bzw. Perspektiven auf die Macht(-politik) erprobt werden könnten“ (63). Der amoralische systemtheoretische Blick Luhmanns oder die amoralische Machtanalytik Foucaults mögen eine heuristische Funktion erfüllen. Man sieht sicherlich mehr, wenn man Macht und Gesellschaft aus diesen Blickwinkeln betrachtet. Auch aus moraltheoretischen Gründen ist es nicht immer angezeigt, Macht moralisch aufzuladen; ebensowenig ist das Mitleid in seiner Ambivalenz ein eindeutiger Kandidat für eine ethische Orientierung oder sogar Moralbegründung (vgl. dazu 159–185); und doch suspendieren solche Einwände nicht von der Aufgabe, einen tragfähigen Ort der Kritik auszuweisen. G. stellt sich letztlich einen dauerhaften Schwebezustand des Sozialen vor. Es geht ihm um das Aufbrechen des Etikettierenden, Fixierenden, Definierenden, Normierenden, um eine „Pluralisierung der erinnernden und erzählenden Vergangenheitsaneignung“ (38). Immer neue Alternativen, Transformationen, Modellierungen sollen hervorgebracht werden. Es geht darum, neue Machtkonstellationen zu schaffen und so zu einer Rehabilitierung des Ausgeschlossenen beizutragen. Eine solche Ideologiekritik einer Ökonomie des Sozialen bleibt dann aber letztlich ohne Fluchtpunkt. A. BOHMEYER

ROSENBERGER, MICHAEL/REISINGER, FERDINAND/KREUTZER, ANSGAR (HGG.), *Geschenk – umsonst gegeben?* Gabe und Tausch in Ethik, Gesellschaft und Religion (Linzer Philosophisch-Theologische Beiträge; 14). Frankfurt am Main: Peter Lang 2006. 232 S., ISBN: 3-631-55442-7.

Findet ein Symposium zu einem bestimmten thematischen Gegenstand statt, dann lässt in der Regel der jeweilige Berichtsbd. nicht lange auf sich warten. Die Faszination, die von diesen Sammelbänden ausgeht, hält sich jedoch in den meisten Fällen leider in Grenzen. Auch wenn die Herausgeber behaupten, dass sie den jeweiligen wissenschaftlichen Diskurs vorantreiben wollen, so dienen die Tagungsbd. doch oftmals als „Artikelabwurfleger“. – Das Thema „Gabe“ steht derzeit hoch im Kurs und wird transdisziplinär behandelt. Wer sich einen Eindruck über die verschiedenen – insbesondere theologischen – wissenschaftlichen Anschlussstellen des Themas verschaffen will, der sollte tatsächlich den Berichtsbd. der Linzer Herausgeber zur Hand nehmen. Die Faszination dieses Bds. zum Diskurs über den Begriff der Gabe liegt interessanterweise darin, dass nicht nur die Vorträge dokumentiert, sondern auch die Diskussionen in den Vorträgen transkribiert, redaktionell bearbeitet und dann abgedruckt wurden. Und insbesondere von diesen Diskussionen geht eine inspirierende Strahlkraft aus, die man sich von einer wissenschaftlichen Tischgenossenschaft öfter wünscht. Denn in den Abschriften kommt das intellektuelle Ringen und Suchen der Diskutanten wirklich zum Vorschein. Außerdem zeigt sich gerade in den Diskussionen, dass der sozialwissenschaftliche Zugang (Soziologie, Anthropologie, Ökonomie) zum Thema Gabe die Theologie stark zu befruchten vermag. Theologinnen und Theologen haben sich im Gabe-Diskurs bislang merkwürdig zurückgehalten, aber die Mitschnitte der Diskussionen zeigen, dass sie durchaus etwas Substantielles zu sagen haben. Das Inspirierende liegt insbesondere darin, dass in den Diskussionen immer neue Fragestellungen aufgeworfen werden und auch aktuelle politische Debatten betroffen sind. Wie zum Beispiel könnte der gesellschaftliche Diskurs um das bedingungslose Grundeinkommen vorangetrieben werden, wenn der Begriff der Gabe in diesen Diskurs eingespeist wird? Lassen sich philosophisch-theologische Sprachspiele überhaupt so übersetzen, dass sie in gesellschaftlichen Kontexten noch Sinn machen und bedeutsam sind? Eine Theologie, die sprachfähig bleiben will (oder es noch werden muss), sollte sich dafür interessieren, ob theologische Begriffe wie unbedingte Gnade überhaupt in die Kontexte der bedingten Welt übersetzt werden können. Kann die Gabe aus der Logik des Verdachts befreit werden, dass sie in jedem Fall eigennützig gegeben wird und damit immer der Logik der Ökonomie unterliegt? Solche und andere Fragen werfen die Textbeiträge der Autoren und die sich daran